

Kostenfreier Abdrucktext

Der folgende Text ist dem Buch **Kriegskinder erzählen** entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung.

Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Bitte senden Sie uns einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

Kriegskinder erzählen

1939 bis 1945.

Zwischen Sirenengeheul und Granatsplittern.

Reihe Zeitgut Band 27. Klappenbroschur

256 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister.

Zeitgut Verlag, Berlin. www.zeitgut.de

ISBN 978-3-86614-213-8

Euro 12,90

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen

Daniel Schlie

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14, 12107 Berlin

Tel: 030 - 70 20 93 10

Fax: 030 - 70 20 93 22

E-Mail: daniel.schlie@zeitgut.de

www.zeitgut.de

[Chemnitz, Sachsen; 1940]

Hildegard Marx

Mundharmonika im Lazarett

Meine Eltern waren geschieden und ich lebte bei meinen Großeltern in Saarbrücken. Meine Mutter arbeitete als Rotkreuz-Schwester in Lazaretten in der Heimat oder an der Front. Im Spätsommer 1940 kam sie eines Tages unerwartet zu Besuch. Das hatte einen Grund: Ich sollte mit ihr für ein paar Wochen nach Chemnitz fahren. Ich weiß nicht mehr, ob noch Ferien waren oder ob meine Mutter für mich eine Sondererlaubnis von der Schule erhalten hatte. Warum ich mit ihr nach Chemnitz kommen sollte, habe ich erst später erfahren. Sie hatte beim Transport verwundeter Soldaten von der Front ins Lazarett nach Chemnitz einen Mann getroffen und sich in ihn verliebt. Nun sollte wohl ich ihn und er mich kennenlernen.

Da ich nicht mit meiner Mutter im Lazarett wohnen konnte, hatte sie ein Zimmer in einem kleinen Hotel gebucht. Ich hatte bisher ja noch nicht so lange mit meiner Mutter zusammengelebt, daher genoß ich es vor allem, abends mit ihr in einem Bett zu liegen und zu kuscheln. Jeden Abend las sie mir ein Kapitel aus einem Buch vor.

Während ich mich in Chemnitz aufhielt, war meine Mutter nur zum Tagesdienst eingeteilt worden. Jeden Morgen fuhren wir vom Hotel mit der Straßenbahn ins Zentrum der Stadt. Ich war sehr stolz auf meine Mutter, als ich bemerkte, daß sie als Rotkreuz-Schwester für meine Fahrt nichts zahlen mußte. An der Umsteigestation stand ein großes Kinderkarussell. Bevor wir mit der nächsten Bahn weiter zum Lazarett fuhren, durfte ich immer eine Runde darauf drehen. So fing mein Tag bereits gut an, und ich war sehr enttäuscht, wenn es regnete und ich meine Karussellfahrt ausfallen lassen mußte. Mit der nächsten Straßenbahn ging es dann weiter bis zum Lazarett, das damals etwas außerhalb von Chemnitz lag. Dort soll sich auch heute noch ein großes Krankenhaus befinden.

Ich durfte mich mit meinen noch nicht ganz neun Jahren im Lazarett relativ frei bewegen, und da ich ein recht aufgeschlossenes und kontaktfreudiges Kind war, hatte ich auch

Bildunterschrift zur Abbildung „Mutter“: Meine Mutter und ich 1940.

keine Probleme mit den vielen fremden Menschen, die ich dabei kennenlernte. Die Verwundeten, denen jede Abwechslung willkommen war, freuten sich immer schon auf mich, vor allem nachdem ich meine halbrunde Mundharmonika aus meiner Schürzentasche gezogen und ihnen etwas vorspielt hatte. Es gab nur einen Raum, den ich nicht betreten durfte, das war mir strikt verboten worden. Die Tür war stets geschlossen und nur Ärzte oder Schwestern hatten Zutritt. Aber eines Tages siegte meine Neugierde über meinen Gehorsam. Weil die Tür zum verbotenen Zimmer zwar immer zu, jedoch nicht abgeschlossen war, konnte ich sie öffnen. Ich machte sie aber erst einmal nur einen Spalt weit auf. Es war ein großer Krankensaal, der mir zunächst nicht anders als die anderen erschien. Als ich die Tür dann aber ganz öffnete, sah ich nur Menschen, die von oben bis unten in Verbände eingewickelt waren. Teilweise waren die Köpfe so dicht mit Binden verhüllt, daß nur noch Schlitze für die Augen, die Nasenlöcher und den Mund freiblieben. Andere hatten die Arme komplett verbunden, bei manchen waren nur noch verbundene Armstümpfe vorhanden. Aber auch Patienten ohne kompletten Kopfverband sahen schlimm aus, ihre Gesichter waren entstellt und wirkten zum Teil wie Fratzen. Mit kindlicher Verwunderung fragte ich als Erstes: „Was haben sie denn mit euch gemacht?“ Der Patient im ersten Bett antwortete mir: „Wir haben alle schwere Verbrennungen.“ Das war also die Abteilung für Brandopfer. Einige Köpfe drehten sich zu mir hin. Bisher kannte ich nur die anderen mehr oder weniger schwer Verwundeten und war erstaunt, daß es auch solche Verletzte gab. Ich war aber nicht entsetzt oder gar ängstlich. Auch hatte ich in diesem Moment kein größeres Mitleid mit ihnen als mit den Verwundeten, die ich bereits kannte. Sie hatten für mich einfach nur andere Verletzungen.

Noch etwas zögerlich betrat ich nun den Saal. In meiner Schürzentasche fühlte ich meine Mundharmonika und fragte die Patienten, ob ich ihnen denn auch etwas vorspielen sollte. Von allen Seiten kam sofort lebhaftere Zustimmung. Wer noch sprechen oder wenigstens lallen konnte, sagte „Ja, bitte spiel' uns etwas vor!“ Andere versuchten, mit Kopfnicken ihr Einverständnis zu zeigen. Ich zog meine Mundharmonika heraus und fing an, mein Repertoire an Soldaten- und Fahrtenliedern zu spielen. In den entstellten Gesichtern konnte ich nicht viel ablesen, aber aus den Augenlöchern eines verbundenen Kopfes flossen Tränen. In meinem kindlichen Gemüt hielt ich sie für Freudenstränen.

Plötzlich ging die Tür auf, und die Arztvisite mit einem Gefolge von Schwestern stand in der Tür. Gesagt haben sie nicht viel. Nur die komischen Blicke, die sie sich untereinander zuwarfen, fielen selbst mir naivem Kind auf.

„Du solltest doch nicht in diesen Saal gehen“, meinte der Oberstabsarzt vorwurfsvoll.

„Aber warum denn nicht? Ich wollte doch nur mal gukken“, war meine noch nicht einmal schuldbewußte Antwort.

Von diesem Zeitpunkt an gehörte auch der Saal der Brandopfer zu meinem täglichen Rundgang. Eine Schwester hatte mir bereits einen Stuhl in die Mitte des Saales gestellt, damit auch alle etwas von meiner Musik mitbekamen. Am meisten gewünscht wurden die Lieder: „Ich hatt' einen Kameraden“, „Lili Marleen“, „Heimat, deine Sterne“ und „Wo die Nordseewellen trecken an den Strand“. Diese vier Lieder mußten immer dabei sein.

Aber ich konnte noch mehr tun. Einige Soldaten baten mich, doch Briefe an ihre Frau, Braut oder Mutter zu schreiben, und ich versuchte, in schönster Kinderschrift dieser Bitte nachzukommen. Aber ich lernte auch etwas. Einer der Soldaten spielte gerne Karten und brachte mir ein für mich neues Kartenspiel bei: „101“.

Für mich waren diese Soldaten wie alle anderen auch. Das Einzige, was mich bewegte, war, daß man sie nie berühren durfte, selbst wenn die Arme nicht mehr verbunden waren. Ihre Haut war so dünn und empfindlich, daß die kleinste falsche Berührung schlimme Folgen haben konnte.

Ich half den Soldaten gerne. Nur eine Bitte durfte und konnte ich ihnen nicht erfüllen. Niemals erhielten sie das Gewünschte, wenn sie mich fragten: „Hast du einen Spiegel für mich?“

Nach etwa sechs Wochen ging es wieder zurück nach Saarbrücken. Ich hatte auch den Freund meiner Mutter kennengelernt. Sie haben bald darauf geheiratet, und im August 1941 bekam ich (noch) eine kleine Schwester.

Diese Geschichte wurde von Hildegard Marx` Tochter Claudia Macha aufgeschrieben.